

diese Einwanderer haben langfristig – bis in die Moderne – ihre Spuren hinterlassen, sondern die Haltungs- und Verhaltensänderungen in der Mitte der römischen Gesellschaft.

**«Pfadabhängigkeit»** Die «Revolution» der sakralen Haltungen und Institutionen im vierten bis sechsten Jahrhundert hat (so erscheint es aus der Rückschau) institutionelle Rahmenbedingungen geschaffen, die in der Folge wie Leitplanken historischer Veränderung funktionierten. Sie limitierten die künftigen Möglichkeiten historischer Veränderungen, banden gesellschaftliche Bewegungsspielräume an die einmal angelegten und immer weiter ausgetretenen «Pfade». Historische Veränderungen verlaufen – wie chaotisch und unvorhersehbar auch immer – «pfadabhängig», in den Grenzen der von früheren Generationen institutionalisierten Entscheidungen. So lassen sich bis in die Moderne die Spuren der «Transformation der römischen Welt» nachzeichnen, die zu jeweils spezifischen Pfadabhängigkeiten in den verschiedenen neuen Kulturgemeinschaften geführt hat – in den lateinisch-römischen, in den griechisch-orthodoxen, in den islamischen.<sup>12</sup>

Die Beobachtung langfristiger Zusammenhänge ist eine heikle Aufgabe, deren Möglichkeit in den historischen Wissenschaften seit langem diskutiert wird. Zumindest über die grobe Richtung besteht wenig Dissenz: Dass es keine «geradlinigen» Verbindungen vergangener Phänomene mit der Gegenwart geben kann, versteht sich schon dadurch, dass die historischen Wissenschaften längst nicht mehr mit der Logik von «Ursache» und «Wirkung» argumentieren. So erkennt selbstverständlich niemand «geradlinige» Verbindungen etwa zwischen den Stadtkommunen seit dem elften Jahrhundert und den modernen Zivilgesellschaften (Kap. 5) oder zwischen den kirchlichen Eheverboten seit dem fünften Jahrhundert und der modernen «westlichen» Ehepraxis (Kap. 1 und 6).

Gesellschaftliche Transformationen sind nicht «kausal», schon gar nicht «monokausal» zu erklären, sind also nicht «Wirkungen» von «Ursachen». Gesellschaftssysteme sind keine Autos, also nicht Produkt einer «Entwicklung». Sie lassen sich nicht «entwicklungsgeschichtlich» verstehen – schon gar nicht «teleologisch» (auf ein Ziel – *telos* – bezogen) oder «deterministisch» (in der Art von Naturgesetzen festgelegt), nicht mit Blick auf ein Entwicklungsziel. Statt «Ursachen», «Wirkungen» und «Entwicklungen» suchen die historischen Wissenschaften zur Deutung gesellschaftlicher Veränderungen nach spezifischen historischen «Ermöglichungsbedingungen» (ein seit den 1960er Jahren durchgesetztes Schlüsselwort), innerhalb derer jede Transformation zwar «ergebnisoffen» (ein seit Beginn der 1990er Jahre durchgesetztes Schlüsselwort), aber dennoch «pfadabhängig» (ebenfalls seit den 1990er Jahren durchgesetzt)

bleibt, abhängig von den institutionellen und diskursiven Vorstrukturierungen der vorangegangenen Generationen.<sup>13</sup> Von diesen Pfaden bleiben Veränderungsprozesse bei aller Ergebnisoffenheit abhängig. Bestimmte Veränderungsoptionen werden langfristig erleichtert oder ermöglicht, andere erschwert oder verhindert.

So weit der verbreitete Diskussionsstandard. Demnach ist es nicht plausibel, «Entwicklungslinien» nachzuzeichnen. Wohl aber lassen sich die Pfade beobachten, die bei den meisten Veränderungsgeschehen nicht verlassen werden, so chaotisch und unvorhersehbar die Veränderungen auch verlaufen sind. Diese Pfade wiederum sind abhängig von «pfadentscheidenden» Richtungswechseln und -stabilisierungen einer Gesellschaft. Es geht also bei dem Blick auf große Zeiträume zunächst darum, jene pfadentscheidenden Momente herauszuarbeiten, die langfristige Pfadabhängigkeiten geschaffen haben. In diesem Sinne sind die «revolutionären» Transformationen der spirituellen und sozialen Haltungen der römischen Gesellschaft des vierten bis sechsten Jahrhunderts ein instruktiver Anfang, wenn es um die langfristigen Veränderungsbedingungen in der lateinischen Welt geht. Ins Zentrum geraten dabei insbesondere (1) die Transformationen des Sakralsystems und (2) die Art, wie die neuen Sakralsysteme die Haltungen zu Ehe, Familie und Verwandtschaft fundamental und langfristig verändert haben.

**Medienwechsel** Die Entscheidung, welches historische Material relevant für die Forschung ist und welches nicht, ist von den Hypothesen und Erkenntnisinteressen abhängig. Insofern haben Neuausrichtungen in den historischen Wissenschaften immer wieder den Blick auf Materialgruppen gelenkt, die zuvor keine oder wenig Aufmerksamkeit genossen, jedenfalls nicht gebraucht wurden, um langfristige Darstellungen oder auch nur einzelne Forschungsfelder zu strukturieren.

Ein solcher Wechsel des beobachteten Materials wird in den folgenden sieben Kapiteln im Zentrum stehen. Ich werde das historische Material weitgehend verlassen, das die Geschichtswissenschaft üblicherweise privilegiert, um Logiken vergangener Prozesse herauszuarbeiten und die Ordnung ihres eigenen Geschichtsentwurfs zu strukturieren. Mit dem Fokus auf andere Objekt- oder (manchmal) Textarten ist auch ein medienvergleichendes Beobachtungsinteresse verbunden. Es gilt der medienspezifischen Unterschiedlichkeit von Diskursen.

Etwa: Eine der wichtigsten Institutionen politischer und sozialer Hierarchie in der römischen Kaiserzeit – die in männlichen Ahnenreihen weitergegebene und repräsentierte väterliche Gewalt – wurde üblicherweise nicht in Stein

gemeißelt, sondern in vergänglichen Installationen und in Prozessionen inszeniert. In Stein meißelte man andere Repräsentationsinteressen (Kap. 1). Oder: In den nachrömischen lateinischen Gesellschaften leistete der Bildeinsatz auf den zentralen Medien des politischen Geschäfts gerade nicht, was ihren Herrschern aus heutiger Sicht das Etikett «mittelalterlich» einbringt, er leistete nicht jene sakrale Legitimierung, die in anderen Medien – etwa in Eingangssätzen von Urkunden – gängig war (Kap. 3).

Derartige Beobachtungen decken nicht «Widersprüche» auf, sondern medienspezifisch verschiedene Aussagen, die nicht zueinander passen und nicht passen müssen. Sie verweisen auf die Reichweite von Aussagen und erinnern daran, dass die Logik von Aussagen (eines historischen Objektes oder einer Objektklasse) nicht aus der Rückschau über ihren medialen Zusammenhang hinaus «logisch» weitergedacht oder auf andere Objekte, Medien oder Situationen übertragen werden sollte. Die Logik der Praxis, so wird es in den historischen Wissenschaften nun seit beinahe einem halben Jahrhundert gelehrt, ist eine hinreichende, keine vollständige. Kulturelle Stabilität – so eine Grundhypothese der folgenden Kapitel – beruht darauf, dass die Aussagen in unterschiedlichen Medien nicht zueinander passen müssen. Kaum einmal werden Unterschiede überhaupt als «Widersprüche» thematisiert (zu solch seltenen Fällen vgl. S. 144 und S. 265 ff.). Deshalb ist es entscheidend, jede (bildliche, textliche, habituelle) Aussage zunächst in ihrem medialen Zusammenhang zu belassen und an diesem zu messen.

Etwa: Was nützt uns für die Deutung des politischen Systems eine geringe Zahl von heute (und wahrscheinlich auch damals) für «meisterhaft» gehaltenen Zeichnungen von Königen oder Herzögen in einigen wenigen Exemplaren aus dem Meer der erhaltenen Liturgiebücher? Wie gehen wir damit um, dass all diese Zeichnungen sehr verschieden aussehen und auch keinen festen Platz in der Struktur der Bücher haben? Für welche Praxis, welche und wessen Bedürfnisse stehen sie? Verdienen sie ihre Prominenz für jenes Argument, für das sie heute herangezogen werden (Abb. 1 und Kap. 3)? Oder: Selbst die am weitesten verbreiteten Erzählungen des frühen Buchdrucks – der Titel ist zumeist ersetzt durch ein sprechendes Bild – tauchen in praktisch keinem geschichtswissenschaftlichen Buch auf, obgleich sie zentrale Herausforderungen der normativen Ordnungen verhandeln, obgleich höfische und klerikale Kreise augenfällig konkurrierende Versionen hervorgebracht haben, obgleich es kaum brutaler geht als in der klerikalen Version und kaum obszöner als in jener der Spielleute. Um die sozialen und mentalen Transformationen der urbanen Gesellschaften seit dem 13. Jahrhundert zu verstehen, sind derartige (buchstäblich) Massenprodukte an sich ein naheliegendes geschichtswissenschaftliches

Material. Aber als man im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmte Spezialisierungen zu «Disziplinen» institutionalisiert hat und damit auch kanalisierte, welche «Disziplin» für welches Material zuständig ist, interessierte sich die Geschichtswissenschaft noch für den «Untergang des Römischen Reiches», für die «Ursprünge» und das «Werden» der (deutschen, französischen usw.) «Nation» und des (deutschen, französischen usw.) «Volkes». Seither sind die Literaturwissenschaften – aber nicht die Geschichtswissenschaft – zuständig für Erzeugnisse wie jene am weitesten verbreiteten Erzählungen des frühen Buchdrucks, in denen die sozialen und moralischen Kämpfe der urbanen Gesellschaft ausgetragen worden sind (Kap. 6).

Heute kann Geschichtswissenschaft mit dieser Einteilung von Zuständigkeiten aus dem 19. Jahrhundert nicht mehr funktionieren. Soziologie und Sozialanthropologie sind schon seit den 1970er Jahren zu Referenzwissenschaften historischer Forschung geworden, die Aneignung von Medienwissenschaften oder Mediologie ist seit den 1990er Jahren unübersehbar.<sup>14</sup> Wie soll man die Logik von Gesellschaften soziologisch, kulturanthropologisch oder gar mediologisch beobachten, solange zentrale Materialgruppen soziologischer, kulturanthropologischer oder mediologischer Fragestellungen in das Feld «interdisziplinären» Austausches verlagert werden?<sup>15</sup> Seit sich mediologische Perspektiven in der Geschichtswissenschaft etablieren, gerät in den Blick, wie Verfahren der Kommunikation je nach Medium verschieden sind, welche Auswirkung der mediale Status eines Objektes etwa auf die Bildgestaltung hat (ein Siegelbild authentifiziert, eine Zeichnung im Liturgiebuch nicht), wie die Grenzen des Sagbaren und Darstellbaren vom Medium abhängen (Romane, Fabeln und erst recht «Fabelchen» – *fabliaux* – haben einen anderen Spielraum als Predigten), wie spezifische Medien für spezifische Interessen privilegiert werden (was wird in Stein gemeißelt, was nicht?). *Alle* diese unterschiedlichen medialen Diskurse sind zwingend notwendiges Material, wenn man die Stabilisierungs- und Veränderungslogiken der Gesellschaften verstehen will.

**526 und 1535** Die Ordnung der Geschichte wird nicht von der Vergangenheit diktiert, Vergangenheit kann nichts mehr diktieren. Es ist die ordnende Hand der Geschichtswissenschaft, die aus dem hinterlassenen Material das eine herausucht und für die große Ordnung von «Geschichte» verwendet – also zum «Geschichtszeichen» macht (S. 21) – das andere aber nicht. In den folgenden sieben Kapiteln werden die lateineuropäischen Gesellschaften und ihre Transformationen zwischen zwei bislang nicht spezifisch «besetzten» Daten beobachtet – 526 und 1535. Dabei wird weitgehend auf das Material verzichtet, das die *Geschichtswissenschaft* üblicherweise benutzt, um ihre jeweilige Ge-

schichte Lateineuropas zu schreiben. Zu ergründen gilt es, wie sich Geschichte ändert, wenn man – versuchsweise – nicht auf der Basis von Rechtstexten oder Urkunden, Chroniken oder Viten, Traktaten oder Predigten die Vergangenheit Lateineuropas zu Geschichte ordnet, auch nicht auf der Basis von Material der «modernen Mediävistik», etwa von Reiseberichten oder Visionen – sondern auf der Grundlage von historischem Material aus dem Feld ästhetischer Kommunikation.

In den folgenden sieben Kapiteln untersuche ich Formen gesellschaftlicher Organisation und Transformation weitgehend durch Beobachtung visueller Medien, und zwar aus sehr unterschiedlichen Zusammenhängen. Natürlich hat die Geschichtswissenschaft immer schon «auch Bilder» eingebaut in ihre Deutungen, aber nicht, um langfristige gesellschaftliche Beobachtungen auf eine andere als die gewohnte Materialbasis zu stellen, also auf andere medien-spezifische Diskurse. Üblicherweise werden visuelle Medien harmonisch in eine Darstellungsstruktur eingefügt, die aus anderen Medien entwickelt worden ist. Bilddiskurse haben kaum einmal ein «Vetorecht» gegenüber jenen Geschichtsdarstellungen, die auf dem etablierten Material beruhen. Zumeist passen die ausgewählten visuellen Objekte zu dem, was man aus Gesetzestexten, Urkunden, Traktaten, Predigten oder Reiseberichten destilliert hat und bildlich bestätigt finden will – ganz unabhängig davon, ob die ausgewählte visuelle Aussage einen Bilddiskurs repräsentiert oder nicht, zumeist auch unabhängig davon, welchen Status das jeweilige Medium hatte. Dieser gewissermaßen additive Einsatz von visuellen Relikten führt dazu, dass nicht selten Bilder oder Objekte für das glatte Gegenteil dessen berühmt sind, was sie aussagen würden, wenn man sie im Rahmen ihres medialen Zusammenhangs deuten würde (Abb. 1).

In diesem Buch soll die Gewichtung herumgedreht werden. Es werden solche Erzeugnisse der lateineuropäischen Vergangenheit zwischen 526 und 1535 als «Geschichtszeichen» für längerfristige Stabilisierungs- und Veränderungsprozesse herausgehoben, die eher im Feld ästhetischer als im Feld argumentativer Sinnerzeugung zu finden sind. Es geht also eher um Effekte auf die Wahrnehmung als um Effekte auf den rationalen Nachvollzug. Ein solcher Blick hat in den *Humanities* der letzten gut 30 Jahre seinen Kontext in einem Zugriff, der heute mit Stephen Jay Greenblatt verbunden wird und von ihm den Namen «Poetik der Kultur» erhalten hat: «Wir können fragen, wie kollektive Überzeugungen und Erfahrungen geformt, von einem Medium zum anderen übertragen, in eine handhabbare ästhetische Form gebracht und zum Gebrauch angeboten wurden.» Dabei geht es darum, «wie kulturelle Objekte, Ausdrucksformen und Praktiken ihre Bindungskraft erlangt haben». Mit einem